

BUCHBESPRECHUNGEN

DER GERECHTE LOHN

Vorträge, gehalten auf der Tagung evangelischer Juristen 1963. Evangelischer Presseverband für Bayern, München. 56 S., kart. 3,60 DM.

EMIL BANDHOLZ

DER LOHN

Betrachtungen zum Problem der Lohnbildung. Volkswirtschaftliche Schriften, herausgegeben von Dr. J. Broermann, Heft 64. Verlag Duncker & Humblot, Berlin 1962. 208 S., kart. 24,80 DM.

Die zuerst genannte Broschüre enthält die Vorträge, die auf der Tagung evangelischer Juristen des Münchner Dekanats 1963 gehalten wurden. Aus „biblisch-theologischer Sicht“ (Studentenpfarrer *Georg Lanzenstiel*), aus „arbeitsrechtlicher Sicht“, (Prof. *Hueck*), aus „nationalökonomischer Sicht“ (*Prof. Krelle*) wurde auf dieser Tagung versucht, dem uralten und nie gelösten Problem des gerechten Lohnes näherzukommen. Es braucht nicht betont zu werden, daß selbstverständlich auch dieser Tagung die Lösung nicht gelungen ist, aber in allen Beiträgen ist ein redliches Bemühen um eine Einengung des Problemkreises spürbar, und alle Beiträge — vor allem aber der nationalökonomische — sind mit Gewinn zu lesen,

Lanzenstiel holt in seinen Ausführungen weit aus und geht auf Befunde des Alten und Neuen Testaments zurück. Auch er kommt nicht zu einer Definition des gerechten Lohnes, aber die abschließenden aus dem evangelischen Soziallexikon zitierten Feststellungen des Bemühens, über den Lohn hinaus zu einer Ertragsbeteiligung für die Arbeitnehmer zu kommen, geben auch das Anliegen seines Vortrages wieder. Auch der bekannte Arbeitsrechtler Hueck kommt nicht nur zu keiner Definition des gerechten Lohnes, sondern zu der Feststellung, daß dieser „bestenfalls ein Ideal“ wäre, das nicht mit „hinreichender Ge-

naugigkeit" bestimmt werden könne. Hueck betont aber die Notwendigkeit des arbeitsrechtlichen Bemühens, einen „ungerechten Lohn" zu verhindern, denn wenn man auch das Ideal nicht hinreichend bestimmen könne, für die negative Abgrenzung zur Schaffung von Mindestbedingungen gäbe das deutsche Arbeitsrecht genügend Rechtsgrundlagen.

Der dritte Beitrag beginnt mit der Feststellung, daß der Nationalökonom nicht berufen sei, darüber zu entscheiden, was gerecht sei. Ökonomisch könnten nur die nicht ethischen Gesichtspunkte erfaßt werden, das sind die Bemessung der Lohnhöhe an der Leistung, an der Verwendung des Einkommens und der Versuch, den „gesamtwirtschaftlich richtigen" Lohn zu bestimmen. Krelle zeigt die Schwierigkeiten dieser Bestimmung deutlich auf, vor allem die Abhängigkeit der Lohnhöhe von den verschiedenen Marktformen. Er weist ferner nach, daß zahlreiche Versuche zur Bestimmung des gerechten Lohnes, vor allem die der englischen Welfare-Ökonomen, daran scheitern würden, daß sie nur auf die Entstehung, aber nicht auf die Verwendung des Einkommens abstellen. Krelle sieht eine Möglichkeit, dem Ideal des gerechten Lohnes näherzukommen, wenn eine konsequente Wettbewerbspolitik mit staatlicher Rahmenplanung kombiniert wird.

Das Büchlein schließt mit einer Predigt von *Theodor Heckel*. —

Nicht dem „gerechten Lohn", sondern dem Lohnphänomen an sich gilt die Untersuchung von *Emil Bandholz*. Auf der Grundlage einer empirischen Untersuchung der „Verhaltensweisen der englischen Gewerkschaften in der ökonomischen Auseinandersetzung" versucht der Verfasser, das „Problem der Lohnbildung" in der industrialisierten Wirtschaft darzustellen. Leider geht er dabei von einem theoretischen Ansatzpunkt aus, der weder den Aspekten der modernen Theorie noch der gegenwärtig in der Mehrzahl der Industriestaaten (im westlichen Bereich) praktizierten Wirtschaftspolitik gerecht wird. Es ist heute nur noch wenig ergiebig, zwischen den Anhängern eines blinden Marktautomatismus und den Vertretern einer weitgehend interventionistischen Wirtschaft zu differenzieren; in Theorie und Praxis haben sich bereits seit längerem die Anhänger eines gemischten Wirtschaftssystems im Sinne der „neoklassischen Synthese" von *Samuelson* durchgesetzt.

Entsprechend dem (verfehlten) theoretischen Ansatzpunkt sind denn auch die empirischen Abschnitte bedeutsamer; hier ist besonders instruktiv die Darstellung der unterschiedlichen Lohnentwicklung in der englischen, westdeutschen und dänischen Landwirtschaft. Auch die Analyse der Lohnstrukturen und der in allen Industriestaaten anzutreffenden Lohndrift ist lesenswert, nur bleibt unerfindlich, wie Bandholz zu der Feststellung kommt, daß die gewerkschaftliche Lohnpolitik „im großen und

ganzen" die Höhe des Reallohnes nicht beeinflußt hat. Vielleicht hängt das mit seiner kritiklosen Übernahme der These von der konstanten Lohnquote zusammen, obgleich diese unbewiesene These zumindest seit den Arbeiten von *K. W. Rothschild* — den Bandholz auch anführt — nicht mehr ernstgenommen werden kann.

Überhaupt leidet die Analyse von Bandholz daran, daß bekannte verteilungstheoretische Arbeiten zwar in den Anmerkungen angeführt, aber deren Erkenntnisse nicht beachtet werden. Das gilt insbesondere für *Erich Preiser*, aber auch für *Wilhelm Krelle*. Ein gründliches Studium der betreffenden Arbeiten dieser Autoren hätte dem theoretischen Teil des Buches von Emil Bandholz viel von seiner Blässe nehmen können.

Dr. Herbert Ehrenberg

WOLFGANG MICHALSKI

GRUNDLEGUNG EINES OPERATIONALEN KONZEPTS DER SOCIAL COSTS

Veröffentlichungen der Akademie für Wirtschaft und Politik des Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archivs. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1965. 213 S., feart. 8,25 DM.

Hinter dem Titel, in dem für den Laien wenig geläufige Begriffe gebraucht werden, verbirgt sich die wirtschaftstheoretische Untersuchung eines brennenden Problems: Wie sind volkswirtschaftliche Kosten (*Social Costs*) — im Gegensatz zu einzelwirtschaftlichen Kosten — theoretisch zu erfassen, zu behandeln und schließlich zu vermeiden? Konkrete Beispiele für solche Social Costs sind die Kosten der Wasserverunreinigung durch Industrieabwässer, der Luftverschmutzung durch Abgase, Rauch und Asche, der Lärmelastigung usw. Allgemein handelt es sich bei diesen in der Wirtschaftstheorie nur am Rande beachteten Erscheinungen also um „alle primär technologisch bedingten, durch Unternehmen verursachten, externen Belastungen, welche von Dritten, nämlich von Haushalten, von Unternehmungen oder von der Gesellschaft als ganzer, in Form von erhöhten Aufwendungen bzw. Ausgaben oder in Form von realen Beeinträchtigungen oder Schäden getragen werden." (S. 109) Wenn man sich jetzt noch vergegenwärtigt, daß die Höhe der Beseitigungskosten solcher „externen Belastungen" in die Hunderte Millionen geht (allein die Beseitigung der bei der Stahlproduktion anfallenden Luftverunreinigungen kostet je Tonne Stahl etwa 10 DM!) — daß der Verbraucher durch Preiserhöhungen die zusätzlichen Aufbereitungskosten der Luft und vor allem des Wassers zu tragen hat — daß die Deutsche Forschungsgemeinschaft die Untersuchung der technischen Probleme solcher externen Belastungen als Schwer-

punkt ihrer Forschungsarbeit bezeichnet — und daß der „blaue Himmel über der Ruhr“ Eingang in die Wahlpropaganda gefunden hat, dann wird deutlich, ein wie wichtiges Problem Wolfgang Michalski in seiner Schrift aufgeworfen hat.

Ziel seiner Arbeit ist es, die Social Costs der Wirtschaftspolitik zugänglich zu machen, indem er ein operationales Konzept entwickelt. Aus dieser Aufgabenstellung ergibt sich die Gliederung des Buches: Nach einer dogmengeschichtlichen Auseinandersetzung mit verschiedenen anderen Konzepten der Social Costs und der Herausschälung des Begriffs zeigt Michalski, daß Social Costs in vierfacher Weise („Erstens ist beim Verursacher der Social Costs unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten der Output zu groß. Das gleiche gilt zweitens für den Input. Drittens wird die volkswirtschaftlich optimale Kombination der Produktionsfaktoren nicht verwirklicht. Und viertens ergibt sich eine gesamtwirtschaftlich nicht optimale Mengenkombination in bezug auf die Herstellung der verschiedenen Güter.“ S. 162 f.) ein volkswirtschaftliches Optimum verhindern. Diese Tatsache muß die Aufmerksamkeit der Wirtschaftspolitiker auf die Social Costs lenken. Daher werden zum Schluß von Michalski die wirtschaftspolitischen Eingriffskriterien ermittelt. Dabei ist der Hinweis beachtlich, „daß die Existenz von Social Costs für sich allein noch kein hinreichendes Kriterium für die Notwendigkeit wirtschaftspolitischer Aktivität darstellt.“ (S. 176.) Denn die wirtschaftspolitische Beseitigung der Social Costs kann durchaus zu anderen Abweichungen vom Optimum führen oder die Güterversorgung der Volkswirtschaft verschlechtern, wie Michalski näher ausführt.

Dem Zweck der Arbeit entsprechend hat Michalski den Begriff der Social Costs eingeschränkt auf die lediglich „technologisch bedingten externen Effekte“. (S. 106, 165.) Doch wäre zu erwarten gewesen, daß Michalski diese Einschränkung näher begründete, daß er die in der Literatur häufig gemachte Aussage über die technologische Bedingtheit der Social Costs einer Überprüfung unterzogen hätte. „Technologisch bedingte externe Effekte“ stellen schließlich nur einen Sonderfall unter den Bedingungen externer Effekte („Auswirkungen der wirtschaftlichen Aktivität einzelner oder mehrerer Wirtschaftssubjekte auf Dritte“, S. 69) dar. Wenn Michalski Hinweise auf die Bedeutung des „institutionellen Rahmens“ (S. 102) der Wirtschaft gibt, so deutet er bereits an, daß eben nicht nur die Technik Social Costs bedingt, sondern ebenfalls der institutionelle Rahmen. Ein wirtschaftspolitisch operationales Konzept der Social Costs müßte also allgemeiner gefaßt werden und auch diejenigen externen Effekte berücksichtigen, die nicht von der indifferenten Technik sondern von systembedingten Institutionen (Eigentums-

ordnung, Markt, Plan, Staat beispielsweise) hervorgerufen werden.

Eine solche bewußte Ausweitung des Konzepts würde allerdings — und das dürfte der Grund für die Begrenzung auf die Technik sein — die marktwirtschaftlich-kapitalistische Wirtschaftsordnung in Frage stellen und sie der Überprüfung anhand des Konzepts der Social Costs aussetzen, wie es der Neu-Begründer der Lehre von den Social Costs, K. William Kapp (Volkswirtschaftliche Kosten der Privatwirtschaft, Tübingen — Zürich 1958) teilweise beabsichtigte. Dadurch wäre es möglich, auch die Ergebnisse der marxistischen Literatur, die sich gerade dieser Frage unter dem Stichwort „*faux Frais*“ (falsche Kosten) angenommen hat, und der liberalen Kritik am Sozialismus (*Max Weber, Hayek, Mises, Halm*) für eine heutige Analyse der Social Costs zu verwerfen. Von Engels' „Lage der arbeitenden Klasse in England“ über das *Marx'sche* Konzept der „notwendigen, aber unproduktiven Kosten“ bis hin zu *Otto Bauers* Untersuchung über kapitalistische „Fehlrationalisierung“ und den zu Unrecht fast vergessenen Werken *Natalie Moszkowskas* sind Ansätze für ein allgemeineres Konzept der Social Costs zu finden. Es ist daher zu bedauern, daß Michalski in seinem umfangreichen dogmengeschichtlichen Überblick keinerlei Notiz von diesen Richtungen genommen hat.

Nach dem erwähnten Buch von K. William Kapp ist Michalskis Arbeit bei uns in Deutschland die zweite Veröffentlichung in Buchform über dieses wichtige Problem. Auch nach der Lektüre von Michalskis Buch bleiben noch viele Fragen offen; das Thema Social Costs ist noch längst nicht ausgeschöpft. Doch kann dieses Buch dem theoretisch und wirtschaftspolitisch Interessierten zur Lektüre empfohlen werden. Er wird ein wenig beachtetes Randgebiet der Wirtschaftswissenschaften klar gegliedert und einleuchtend behandelt finden.

Elmar Altvater

HANS MOMMSEN

DIE SOZIALDEMOKRATIE UND DIE NATIONALITÄTENFRAGE IM HABSBURGISCHEN VIELVÖLKERSTAAT

Europa Verlag, Wien 1963, 468 S., 45,50 DM.

Die Arbeitsgemeinschaft für Geschichte der Arbeiterbewegung in Österreich hat sich durch die Herausgabe dieses Werkes des jungen Heidelberger Historikers Hans Mommsen ein bedeutendes Verdienst erworben. Diese umfangreiche, kein Detail übersehende Studie ist eigentlich nur der erste Teil einer Untersuchung, die bis 1918 reichen soll. Der vorliegende Band spürt der Entwicklung von den Anfängen in den sechziger Jahren bis 1907 nach und enthält auch manche Angaben, die bis 1911 reichen. Da die Nationalitätenfrage das Problem war, das die Arbeiterbewegung des

alten Österreich die ganze Zeit beschäftigt und oft beherrschte, ist das Buch an manchen Stellen eine Geschichte der Bewegung überhaupt, die vor älteren und heute verschollenen Darstellungen den Vorzug hat, daß sie sich auf die Briefe *Victor Adlers* sowie den ungedruckten Nachlaß *Karl Kautskys*, *Victor Adlers* und anderer stützen kann.

Man muß nicht mit allen sehr temperamentvoll vorgetragenen und oft zu apodiktisch formulierten Ansichten des Verfassers übereinstimmen, aber man muß es doch aussprechen, daß Mommsen eine wahre Meisterleistung vollbracht hat, indem sich ein vor keinem, auch sprachlichen, Hindernis zurückschreckender Forscherdrang mit einem kritischen Blick und der Gabe anregender Darstellung vereinigt. Es ist unmöglich, die Gedankengänge Mommsens alle nachzuzeichnen, und darum sei nur soviel gesagt, daß er sehr plastisch aufzeigt, wie die Arbeiterbewegung gezwungen war, den ursprünglichen Standpunkt der Ignorierung der nationalen Frage nach und nach aufzugeben. „Das Wort Nationalität ist uns nur ein leerer Schall, der vor der Interessengemeinschaft (der Arbeiter), die uns verknüpft, verklingt“, hat es noch in einem 1876 angenommenen Parteiprogramm geheißen — das war die Periode des „naiven Kosmopolitismus“, wie es *Otto Bauer* genannt hat. Er machte der ebenfalls dem Sachverhalt nicht ganz gerecht werdenden Auffassung Platz, daß das nationale Problem, von der Bourgeoisie zur Verwirrung der Arbeiterschaft erfunden, durch eine internationale sozialistische Nationalitätenpolitik überwunden werden müsse, die Deutschen und Tschechen, Polen und Italienern die gleichen Rechte verheiße und darum von den Arbeitern dieser Völker gemeinsam verfochten werden würde.

So kam 1899 das „Brünner Nationalitätenprogramm“ der österreichischen Sozialdemokratie zustande, das den Umbau des alten Österreich in einen Bund freier Völker vorschlug. Man verkleinert die Bedeutung dieser kühnen Konzeption nicht, wenn man mit Mommsen, der zu dem Thema viel Neues zu sagen weiß, feststellt, „daß in der internationalen Sozialdemokratie Österreichs eine Verständigung über die nationale Frage nur möglich war, indem entscheidende Konfliktfragen verschoben oder umgangen wurden“. Hier handelte es sich um den Minderheitenschutz und die Sprachenfrage — wie die Entwicklung gezeigt hat, entscheidende Probleme mit einer starken sozialen Wurzel. Ohne Schuld seiner Schöpfer ist das Brünner Programm darum auch toter Buchstabe geblieben, und *Otto Bauer* hat später sein Urteil darüber in die vier Worte zusammengefaßt: „Es war eine Illusion.“

Die deutschen Arbeiter Österreichs standen dem damaligen Staat in ebenso heftiger Ablehnung gegenüber wie die tschechischen oder

slowenischen, aber sie waren, ob sie es wollten oder nicht, national privilegiert gegenüber den anderen. Für die Nichtdeutschen stand das Problem eben anders, und alles taktische Geschick *Victor Adlers*, dessen einmaliger Persönlichkeit der Autor mit unverhohlener Bewunderung gegenübersteht, war am Ende nicht imstande, die internationale Einheit der österreichischen Arbeiterbewegung aufrechtzuerhalten. Bei der Schilderung der damaligen, auch im Rückblick höchst unerfreulichen und schmerzlichen Auseinandersetzungen erreicht Mommsen einen Grad der Objektivität, der im deutschen Sprachbereich selten ist. Da die Deutschen Österreichs in Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung an der internationalen Organisation mit dem Sitz in Wien festhielten, schienen sie die besseren, ja die einzigen Internationalisten. Daneben erschienen die Tschechen (von denen aber damals die „Zentralisten“ an der gemeinsamen Organisation treu festhielten) als nationalistische Eigenbrötler. Ohne irgend etwas zu beschönigen, was auf nichtdeutscher Seite vorgegangen ist, weist Mommsen aber nach, daß der Schein oft getrogen hat, und daß „von dem internationalen Pathos gerade der deutsch-österreichischen Sozialisten, das häufig deutschnationalem Interesse entsprach, manche Abstriche gemacht werden müssen“.

In diesem Zusammenhang wendet er große Aufmerksamkeit den Vorgängen in der Gewerkschaftsbewegung zu, die natürlich nicht von Wien aus „germanisierte“, wie man ihr vorwarf, aber für die Emanzipationsbestrebungen der nichtdeutschen Arbeiter bei weitem nicht das nötige Verständnis aufbrachte. Die Herausgabe z. B. eines tschechischen Eisenbahnerblattes war 1896 nicht durchzusetzen, weil der Verbandsvorsitzende (ein germanisierter Tscheche) Befürchtungen hatte, man würde dann auch polnische, italienische und slowenische Blätter herausgeben müssen. . . Mommsen zitiert hier *Wilhelm Ellenbogens* Urteil über *Adler*, der nicht so kurzfristig gewesen war: „Er sah im tschechischen Separatismus mehr als eine Verirrung des tschechischen Dickschädels, er erkannte darin eine natürliche, unausweichliche Entwicklungsphase, und er verurteilte die Methoden des allzu heftigen Losdreschens.“ Auch andere Fälle tieferer Einsicht bei deutschen Funktionären werden gewissenhaft verzeichnet, wie es denn überhaupt erstaunlich ist, wie richtig Mommsen Menschen beurteilt, die er selbst persönlich nicht mehr gekannt haben kann.

Es wird bald ein halbes Jahrhundert seit dem Verschwinden der Habsburger Monarchie von der Bildfläche vergangen sein, und manche werden sagen, daß eine so minuziöse Untersuchung von Vorgängen in einer versunkenen Welt höchstens die kleine Schar von Fachleuten interessieren kann. Weit gefehlt! Mommsens Arbeit ist von einer geradezu

brennenden Aktualität, denn was 1900 und 1910 die Tschechen und die Polen waren, die mit „Wien“ nichts zu tun haben wollten, auch mit jenem „Wien“ nicht, das ihr natürlicher Verbündeter war, sind in den sechziger Jahren die freigewordenen früheren Kolonialvölker Afrikas und Asiens. Zu ihnen ein richtiges Verhältnis zu finden, wird uns leichterfallen, wenn wir uns die Versäumnisse vor Augen halten, die anderswo vor 50 und mehr Jahren begangen worden sind. Schon aus diesem Grunde muß man hoffen, daß Hans Mommsen seinem nach vielen Richtungen geradezu bahnbrechenden Buch bald den versprochenen zweiten Band folgen läßt.

Dr. J. W. Briegel

WERNER GEORG HAVERBECK

DAS ZIEL DER TECHNIK

Die Menschwerdung der Erde. Mit einem Geleitwort von Prof. Ernst Benz. Walter-Verlag, Ötten und Freiburg i. B. 1965. 339 S., Ln. 24 DM, kart. 15 DM.

Nicht nur die wichtige Arbeit der Linkskatholiken — es seien nur die *Werkhefte* in München erwähnt —, sondern ebenso manche Entwicklungslinien in der Evangelischen Kirche — die große Diskussion über unsere Ostgrenzen hat erst begonnen — zeigen eine neue Ebene gesellschaftlicher Realität auf, die zur Kenntnis genommen werden muß: Während manche Gruppen, die früher selbstverständlich nach grundlegendem Umbau der Gesellschaft strebten, sich heute im alten System friedlich eingerichtet haben, werden neue Kräfte ' aus einst reaktionären, zumindest konservativen geistigen, geistlichen, religiösen Bereichen zu Vorkämpfern des neuen Weltzeitalters auch in gesellschaftlicher Hinsicht.

Zu diesem wichtigen, für die Zukunft hochbedeutsamen Kreis gehört Dr. Werner Haverbeck, Kultur- und Religionshistoriker, Theologe, Anthropologe, Gründer des Internationalen Studienhauses Collegium Humanum auf dem Winterberg, Studienleiter des Selbsthilfswerkes für politische Bildung in Vlotho, einer der wenigen Deutschen, die schon frühzeitig die Zukunftsrolle Chinas erkannten; er bereiste das gewaltige Land und diskutierte mit jenen Politikern in Peking, deren Namen heute in aller Munde sind.

Werner Haverbeck hat nun ein Buch abgeschlossen, das von großer Bedeutung ist. Es ist interessant, daß der große Verleger *Ernst Rowohlt* und der Stifterverband für die deutsche Wissenschaft die Ausführung dieser großen wissenschaftlichen Arbeit ermöglicht haben. Das Buch wird Epoche machen, da es zu jenen Werken gehört, die man gelesen haben muß, um sich in unserer gefährlichen Zeit zurechtzufinden und jene gesellschaftlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Wege einzuschlagen, die zum Ziele führen.

Haverbecks „Ziel der Technik“ ist eine wirklich umfassende Untersuchung und Sinndeutung der Technik, und zwar von den Urzeiten der menschlichen Vorgeschichte bis in unsere Tage und in die Zukunft hinein. Die Menschheitsgeschichte wird nicht mehr als Mythensammlung über Feudal- und Kriegsherren, über Metzeleien und Schlachten gesehen, sondern als *Naturgeschichte der menschlichen Evolution*, wobei die Technik, die Hervorbringung der Technik, als biologischer Vorgang erkannt wird, zu dem es zahlreiche Analogien in der Tierwelt gibt, Analogien, die jedoch insoweit von dem Geschehen in der Menschenwelt abweichen, weil durch die „Cerebralisierung“ (*Teilhard de Chardin*) des Menschen, d. h. durch seine Hirnentwicklung, seine biologische Evolution sich hinfort nur noch in der geistigen Sphäre vollziehen kann und vollzieht. Die Konkretisierung dieser geistigen Stufe ist die Technik, deren Beginn in grauer Vorzeit liegt.

Es ist natürlich unmöglich, die ganze Fülle des wissenschaftlichen Stoffes, die Haverbeck in allgemein verständlicher Form darbietet (immer ein Zeichen wirklicher Beherrschung der Materie), auch nur in Stichworten zu erwähnen. So werden u. a. die technischen Voraussetzungen der gesellschaftlichen Formation etwa der „Sklavenhaltergesellschaft“ aufgezeigt, woraus sich eine nahtlos passende Ergänzung der Einsichten von *Karl Marx* ergibt: Das Sein bestimmt das Bewußtsein, und das Bewußtsein schafft sich das eigene Sein.

Wie nicht anders zu erwarten, führt diese wissenschaftliche Erhellung der Geschichte der Technik, ihrer biologischen Grundlagen und Gesetze, zwangsläufig zu Erkenntnissen und Prognosen für die Zukunft: Die Forderung der Arbeiterschaft nach mehr Freizeit und höheren Löhnen wird als gesetzliche Notwendigkeit verständlich, um die gesteigerte Bewußtseinsentwicklung und Individualisierung des Menschen unserer Tage zu ermöglichen, denn gerade die Individualisierung des westlichen Menschen, der den Vortrupp der technischen Entwicklung bildet, der Individualismus also, ist die Grundlage jenes Kollektivismus der Zukunft, dessen Ergebnis der „Großmensch“ sein wird, „die dem Einzelmenschen übergeordnete Einheit Mensch“, nach einem Wort von *Rittelmeyer*, das Haverbeck zitiert: „Wer Mensch werden will, werde Menschheit.“

Haverbecks Buch gehört in jede Gewerkschafts- und Volksbibliothek. Es könnte dazu dienen, die Bewältigung der Vergangenheit zu erleichtern, weil erst am vollen Glanz einer tröstlichen und sinnvollen Zukunft ihr tiefes Dunkel zu begreifen wäre.

Vielleicht finden sich Mäzene, die erreichen könnten, daß in möglichst vielen Schulbibliotheken die Schüler der höheren Klassen aus diesem Buch lernen könnten, daß es sich lohnt, für die Zukunft zu leben. *Melitta Wiedemann*

ERWIN SCHEELE

EINKOMMENSVERTEILUNG UND
WIRTSCHAFTSWACHSTUM

Schriften zur angewandten Wirtschaftsforschung, Herausgeber Walther G. Hoffmann, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1965. X/263 S., kart. 39,50 DM, Ln. 44 DM.

Die vorliegende Schrift ist eine Habilitationsschrift, mit allen Vor- und Nachteilen einer solchen. Die Vorteile sind, daß dabei gezeigt wird, wie die moderne Wirtschaftswissenschaft arbeitet; die Nachteile: schwere Verständlichkeit für den Nichtfachmann.

Gegenstand der Darstellung ist ein makroökonomisches Verteilungsmodell des Volkseinkommens unter verschiedenen Bedingungen. Ein Großteil der Arbeit (bis zur S. 62) ist der Modellerstellung gewidmet. Im nachfolgenden Buchabschnitt (bis S. 143) werden verschiedene Bedingungskonstellationen untersucht, welche die Einkommensverteilung beeinflussen: die Aktivität des Staates, die Wirkung geldpolitischer Maßnahmen sowie die Auswirkungen des technischen Fortschrittes. Eine Reprise dieser drei Momente im Rahmen einer diesmal wachsenden Wirtschaft füllt den nächsten Buchabschnitt (bis zur S. 227). Den Rest der Arbeit bildet ein Anhang, in welchem das mathematische Instrumentarium aufgeschlüsselt wird.

Es ist dem Verfasser gelungen zu demonstrieren, daß er das Instrumentarium der modernen Wirtschaftswissenschaft beherrscht. Neue Erkenntnisse sind nicht zu verzeichnen. Das Literaturverzeichnis ist auffallend klein.

Dr. Johannes Kasnacich-Schmid

LARRY COLLINS/

DOMINIQUE LAPIERRE

BRENNT PARIS?

Scherz Verlag, Bern-München-Wien 1964. 351 S., Ln. 19,80 DM.

Die Zerlegung zahlreicher Einzelschicksale im Spätsommer 1944 und das raffinierte Arrangement der so gewonnenen Szenen erzeugen eine Spannung, die einen unwillkürlich das Buch verschlingen, aber mit einem Gefühl des Unbehagens aus der Hand legen läßt. Und zwar gar nicht einmal so sehr, weil etwa die Schilderung der formvollendeten Kapitulation des deutschen Kommandanten von Paris vortäuscht, hier sei trotz aller Bestialitäten noch klassischer Krieg gespielt worden. Viel gefährlicher erscheint, daß durch diese Methode und die Nennung unzähliger Namen von Generälen, Widerstandskämpfern und Agenten, Gefangenen und SS-Schergen, Landsern, GIs und Poilus, samt Eltern, Frauen und Liebchen, die Vorstellung genährt wird, ausgerechnet im Krieg sei der einzelne dem

anonymen Geschehen entronnen und für einen Augenblick zum Akteur der Geschichte geworden. Interessanterweise versagt die bereits von *Cornelius Ryan* im „Längsten Tag“ angewandte Methode gerade da, wo es darauf ankäme, die bewußte Tat des Generals *von Choltitz* glaubhaft zu machen. Ungewollt erscheint nämlich seine Entscheidung, die von *Hitler* befohlene Zerstörung der Stadt zu verhindern, weitgehend als Reaktion auf Aktionen der Führung auf deutscher und alliierter Seite sowie der des Widerstands, und verliert damit viel von ihrem Glanz. Am Ende strahlt aus dem Chaos, in dem geschlagene deutsche Soldaten wie siegestrunkene Franzosen gleichermaßen zur bewußtlosen, erniedrigten, anonymen Masse werden, noch am glänzendsten das Genie *de Gaulles*, der es bar jeder realen Macht fertiggebracht hatte, Alliierte und Resistance zu überspielen. Dies mitzuerleben, gehört zwar nicht zu den erregendsten, unbedingt aber zu den politisch relevantesten Szenen des Buches, das inzwischen auch verfilmt wurde.

Hermann Meier-Cronmeyer

MAX HORK HEIMER /
KARL RAHNER / CARL FRIEDRICH
VON WEIZSÄCKER

ÜBER DIE FREIHEIT

Kreuz-Verlag, Stuttgart 1965. 60 S., kart. 6,80 DM.

Die vorliegende Veröffentlichung beruht auf Vorträgen, die die Professoren Horkheimer, Rahner und von Weizsäcker auf dem 12. Evangelischen Deutschen Kirchentag Ende Juli dieses Jahres in Köln gehalten haben.

Bestechend der gedämpfte Pessimismus *Horkheimers*, der hinweist auf die „Bedrohungen der Freiheit“ durch die Schematisierung der Sprache, durch die Einschränkung der Freiheit um der Freiheit willen, die Automatisierung von Bildung und Wissenschaft, die Umwandlung der Familie, des Ich- und Wir-Verständnisses, der Religion. „Nicht bloß *Mao Tse-Tung*“, beschließt Horkheimer seine Rede, „dem immerhin das größte Volk der Erde hörig ist und dessen Armeen vielleicht einmal in diesem Teil des Kontinents stehen werden, bekennt sich zu der Politik und Theorie, daß das einzelne Subjekt nichts zu bedeuten habe, sondern eben dies ist der objektive Sinn des Neopositivismus, der im Westen heute fortgeschrittensten Philosophie.“ (S. 26)

Mit Vehemenz legt der katholische Theologe *Rahner S.J.* seine Theorien über die „Ursprünge der Freiheit“ dar, Theorien, die durchzogen sind von der ungebrochenen Abneigung gegen Liberalismus, gegen dem Individualismus verpflichtete Glaubensinhalte und Verhaltensnormen (die er libertinistisch nennt). Weil er aber den Fortschritt nicht leugnen kann, der auch den Christen eine ungeahnte Erweiterung des Freiheitsraumes gebracht hat, entwickelt er

eine recht verklausulierte und professorale Theorie einer Verteilung dieses Freiheitsraums, verengt auf die Freiheit, „die auf Gott hin handeln kann und so Wirklichkeit personaler Entgültigkeit schafft, die ewig gültig, Gott selbst als ihren ewigen Sinn empfängt“ (S. 49) In seinen menschenfreundlichen Worten über die „Zumutungen der Freiheit“ zieht von Weizsäcker das Fazit des Kirchentages, der unter dem Leitwort stand: In der Freiheit bestehen. Das heißt von der Freiheit Gebrauch machen, sagt Weizsäcker, denn: „Freiheit ist ein Gut, das durch Gebrauch wächst, durch Nichtgebrauch dahinschwindet.“ (S. 75)

Den drei Vortragenden gemeinsam ist die Absage an Resignation gegenüber den Anforderungen, die die Abwehr von Bedrohungen und die Wachsamkeit bei der Verwirklichung der Freiheit stellen. Daß Horkheimers Ausführungen am ehesten überzeugen, liegt wohl an ihrer souveränen Distanz, die leider bei Rahner fast ganz fehlt; man hätte gewünscht, daß etwas mehr von seiner vorwärtstreibenden Denkungsweise zum Ausdruck gekommen wäre. *Annemarie Zimmermann*

K. G. VON STACKELBERG

ALLE KRETER LÜGEN

Vorurteile über Menschen und Völker. Econ Verlag, Düsseldorf 1965. 213 S., Ln. 16,80 DM.

Daß alle Irländer rothaarig sind, alle Franzosen leichtlebig, alle Schotten geizig, alle Deutschen Sauerkrautesser usw., dies und ähnliches ist natürlich nicht wahr, wird aber immer wieder geglaubt, wenn Massenmedien derartige verallgemeinernde nationale Vorurteile aus meist recht fragwürdigen Gründen anheizen. Um so nützlicher sind daher Bücher, die solchen leichtfertigen Klischees entgegenzuwirken suchen, und ihnen ist auch Stackelbergs Buch zuzurechnen. Sein Autor, der jahrelang im Auftrag eines großen Meinungsforschungsinstituts internationale Enqueten durchgeführt hat, bringt von seiner Arbeit in Europa, Asien und Lateinamerika viel Erfahrungen und dazu ein reiches Zahlenmaterial mit, das sowohl die Hartnäckigkeit nationaler Vorurteile wie ihre Unrichtigkeit belegt und das er mit soviel Diskretion wie Geschick verwendet, so daß sein Buch niemals zu statistischer Langweiligkeit entartet, sondern sich gut, zeitweilig sogar amüsan liest; manchmal scheint die mit vielen Anekdoten und Schilderungen oft belangloser persönlicher Erlebnisse durchsetzte Darstellung fast zu locker, um zu tieferem Nachdenken anzuregen, sie droht zu sehr an Überflächenerscheinungen zu haften und zu wenig in das Dschungel der psychologischen und soziologischen Ursachen des Entstehens von Vorurteilen einzudringen.

Trotzdem, als Denkanstoß ist Stackelbergs Buch wertvoll und es enthält manche Forde-

rung, wie die nach einer vertieften sozialpsychologischen und soziologischen Schulung der Diplomaten, der voll zuzustimmen ist. Bei alledem ist nur zu bedauern, daß allein den nationalen Vorurteilen nachgespürt wird und daß der ganze Komplex der nicht minder gefährlichen sozialen Vorurteile unberücksichtigt bleibt. Eine Untersuchung darüber, welch ein bis zu Zwangsvorstellungen gesteigertes Klischeedenken viele Menschen beherrscht, wenn sie das Wort „Gewerkschaften“ hören, wäre zum Beispiel doch auch recht interessant. ..

Walter Gysling

MARTIN BERADT

DIE STRASSE DER KLEINEN EWIGKEIT

Roman. Verlag Heinrich Scheffler GmbH & Co, Frankfurt am Main 1965. 260 S., Ln. 16,80 DM.

Der Berliner Rechtsanwalt und Schriftsteller Martin Beradt (geboren 1881) ist wie viele jüdische Dichter und Schriftsteller der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts fast vergessen. Er wurde 1908 von *Arthur Eloesser*, dem Feuilletonchef der „Vossischen Zeitung“, entdeckt und von *Moritz Heiman*, dem Lektor des S. Fischer Verlages, gefördert.

Seinen ersten Roman „Go“, die Geschichte eines Knaben, der dem Erwachsenwerden durch Selbstmord entflieht, veröffentlichte er 1908 bei S. Fischer. Es folgten 1910 „Die Eheleute“ und 1911 „Das Kind“. Bekannt wurde Beradt durch seinen Kriegsroman „Erdarbeiter“, den er 1916 schrieb, der aber erst 1919 erscheinen konnte (1929 dann unter dem Titel „Schipper an die Front“ bei Rowohlt).

Beradt war Syndikus verschiedener Firmen der Autobranche, aber auch des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller, dessen Mitbegründer er war. Er entfaltete eine reiche essayistische Tätigkeit, arbeitete u. a. an *Martin Bubers* Buchreihe „Die Gesellschaft“ mit und schrieb zahlreiche Erzählungen. Er starb Ende 1949, fast erblindet, in New York. Seine Wiederentdeckung verdanken wir, wie bei so vielen anderen vergessenen jüdischen Dichtern, *Karl Otten*, der Erzählungen von Beradt und ein Kapitel der „Straße“ in seine Sammelwerke „Ahnung und Aufbruch“ (1957), „Ego und Eros“ (1963) und „Schofar“ (1962) aufnahm.

An dem Roman „Die Straße“ arbeitete Beradt fast zwanzig Jahre. Er reiste nach Polen, um die ostjüdische Welt, ihre Lieder, ihre Mythen und ihre Witze kennenzulernen. 1939, kurz bevor er Berlin verließ, ging er noch einmal in die „Straße“, die Berliner Grenacherstraße, in der sein Roman der kleinen Leute aus Polen spielt, die sich hier zuerst niederließen, wenn sie in Berlin blieben, oder die hier Station machten, wenn sie weiter nach Westen, nach dem gelobten Land Amerika

wollten. Das Motto seines Buches „Vom Morgen bis zum Abend kann die Welt zerstört werden“, war inzwischen Wirklichkeit geworden. Er fand dort keine Juden mehr.

Beradt hat „Die Straße“ auch als „Nachklang einer frommen Jugend“ geschrieben, stammt er doch aus einem orthodoxen Elternhaus, von dem er sich unter schweren seelischen Kämpfen gelöst hat. In den Doktor Boas der „Straße“ ist viel von diesen Kämpfen eingegangen. Er läßt ihn zu dem jungen Fanatiker Seraphim sagen: „Einen Juden, wie ich ihn meine, wird es stets danach verlangen, seine Freunde unter Männern mit nicht ganz übereinstimmendem Wesen zu finden, und doch wird er nicht die Sehnsucht los nach der Freundschaft mit Männern, deren Voreltern die gleichen Wanderzüge in den Jahrhunderten gemacht haben, wie seine eigenen. Nie fand ich, daß jene Juden ihr Leben richtig führten, die nur miteinander umgingen, wie die Juden dieser Gasse, wie viele Juden auch im Westen dieser Stadt. Stolz? Vielleicht; aber auch Bequemlichkeit. In der Zerstreuung leben, verteilt, im dauernden Umgang mit der Welt, das halte ich eher für ihre Aufgabe, mehr für ihre Pflicht. Immer fand ich das Wort sehr tief, man solle leben unter Christen, sterben unter Juden.“ (S. 176)

„Die Straße der kleinen Ewigkeit“ (wie der Roman jetzt heißt) ruft uns eine Welt in die Erinnerung, die wir ausgerottet haben, ohne uns je um ihre Kenntnis zu bemühen. Daran, wie sie uns hier erscheint in ihrer rührenden Hilflosigkeit und Unsicherheit, in ihrer betulichen oder eifernden Frömmigkeit, in der Hilfsbereitschaft ihrer Menschen, ihrer plötzlich aufflackernden und ebenso plötzlich erlöschenden Streitsucht, ihrer unter Tränen lächelnd ertragenen Armut können wir die ganze Roheit jener ermaßen, die sie in unserem Namen vernichteten. *Annemarie Zimmermann*

ERICH SCHNEIDER

AUFGABEN UND ÜBUNGEN ZUR WIRTSCHAFTSTHEORIE

Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1965. 144 S., kart. 12 DM.

Wer immer sich einen Nationalökonom nennen will, kann an den Lehrbüchern von Erich Schneider nicht vorbeigehen. Erst ihre Beherrschung vermittelt westlich-repräsentatives Ausbildungsniveau.

Mit vorliegender Broschüre, die 166 Fragen enthält, hat Erich Schneider gewissermaßen ein Testinstrument geschaffen; nicht nur für Studenten, sondern für jedermann, der Anspruch darauf erhebt, auf wirtschaftstheoretischem Gebiet ernst genommen zu werden. Und wie viele erheben nicht einen solchen Anspruch, die vermutlich nicht einmal imstande sind,

auch nur 10 vH der vorhandenen Fragen zu beantworten. Schade, daß man diesen Fragentest nicht obligatorisch machen kann. Er würde in den Reihen derer, die sich — auch als Universitätsprofessoren — mit der Wirtschaftswissenschaft beschäftigen, eine große und heilsame Ernüchterung einziehen lassen.

Dr. Johannes Kasnacich-Schmid

MICHAEL YOUNG

ES LEBE DIE UNGLEICHHEIT

Auf dem Wege zur Meritokratie. Econ-Verlag GmbH., Düsseldorf 1961. 277 S., Ln. 14,80 DM.

„Man könnte sein Buch“ — so schreibt Dr. *Hans Th. Asbeck*, der Übersetzer, in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe, — „der äußeren Form nach noch zur ‚science fiction‘ rechnen — sein Bericht datiert aus dem Jahre 2033 —, aber es enthält weit weniger ‚fiction‘ als etwa die Werke von *Huxley*, *Orwell* oder *Asimow*. Man müßte geradezu sein Buch einer neuen Kategorie zuweisen: ‚science forecast‘, denn so vernunftnah ist seine gedankliche Weiterentwicklung unseres gesellschaftlichen Zustandes, daß wir das Buch keineswegs mit dem beruhigenden Gedanken aus der Hand legen können...“

Und das ist nicht verwunderlich, denn *Michael Young*, ein englischer Soziologe, schildert in seinem Essay — so nennt er sein Werk selbst — sehr genau und oft mit Humor gewürzt, wie er sich die Zukunft vorstellt. Er ging dabei so weit, daß er sich nicht scheute, einen neuen Begriff zu prägen: *Meritokratie*. Unter Meritokratie versteht Young „die Herrschaft derer, die um ihrer ‚Meriten‘, d. h. ihrer Leistung willen in Staat, Wirtschaft und Geistesleben eine führende Rolle einnehmen...“

Als dieses Buch in England erschien, schrieb die *Times*: „Man kommt nicht darüber hinweg, daß sich in einer wissenschaftlich orientierten Welt die Meritokratie entwickelt. Es ist wichtig, rechtzeitig auf ihre sozialen Auswirkungen hingewiesen zu werden.“

Leider hat dieses Buch des englischen Soziologen in der Bundesrepublik noch nicht das Echo gefunden, welches es verdient. Wenn man bei uns heute noch versucht, die Studentenzahlen zu drosseln; wenn man Begabungen verkommen läßt; wenn es ein Lehrerproblem und überfüllte Klassen in den Schulen gibt, so zeigt dieses nur überdeutlich auf, daß man in der Bundesrepublik noch nicht erkannt hat, wie lebensnotwendig Begabung für den Staat werden kann. Das braucht nicht — sollte die Erkenntnis auch in der Bundesrepublik einmal fruchten — dazu zu führen, daß man — wie Young es schildert — bereits dreijährige Kinder oder noch später bereits Ungeborene einem „Intelligenztest“ unterwirft, um

den Quotienten feststellen zu lassen, um die Begabungsreserven voll ausschöpfen zu können. Aber etwas mehr Verantwortung auf dem Sektor Bildung sollte man den Verantwortlichen zumuten dürfen. Das hier besprochene Buch könnte einen wertvollen Beitrag zum Umdenken leisten; es mahnt die Verantwortlichen, auch an die Zukunft zu denken.

Heinz E. O. Hartmann

KURZ ANGEZEIGT

Seit 1963 erscheint im *Erich Schmidt-Verlag*, Berlin, eine Loseblattausgabe „Zahlenwerk zur Sozialversicherung in der Bundesrepublik Deutschland“, betreut von *Georg Tietz*, Ministerialdirigent im Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung. Berücksichtigt wird die Entwicklung seit 1951; zum Vergleich mit der Reichsversicherung werden die Zahlen des letzten Vorkriegsjahres 1938 herangezogen. Jährlich einmal wird das Werk auf den neuesten Stand gebracht (letzter Stand April 1965). In einem Textteil ist die geschichtliche Entwicklung der drei Zweige der klassischen Sozial-

Versicherung — Rentenversicherung, Unfallversicherung und Krankenversicherung — in den letzten Jahrzehnten dargestellt. Bei der Bedeutung, die die Sozialversicherung gesellschaftspolitisch und volkswirtschaftlich hat, ist ein solches Zahlenwerk, das auch Material aus anderen Gebieten: der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung, der Bevölkerungskunde, der Beschäftigtenstatistik, der Entgelts- und Lebenshaltungskostenstatistik enthält, für eine sachliche Diskussion ein notwendiges Handwerkszeug.

Die Entsendung junger Deutscher nach Übersee in der Organisation des *Deutschen Entwicklungsschenstes* will nicht allein einen Beitrag zum Aufbau der Entwicklungsländer leisten; man verspricht sich auch vom Erlebnis der Mitarbeit draußen persönlichkeitsbildende Effekte. „Briefe von Freiwilligen des Deutschen Entwicklungsschenstes“ heißt ein Heftchen, das die ersten Eindrücke der jungen Menschen draußen wiedergibt und zeigt, daß „Lernen und Helfen“ tatsächlich die zwei Pole des deutschen Friedenschenstes sind (Schriftenreihe des Deutschen Entwicklungsschenstes, Bd. 1, 55 S.).